



Im Abschied – die Frage nach dem Leben

Die Frage nach Organspende und ihre Auswirkung auf die Trauer der Zugehörigen

Barbara Denkers, Diakonin, Klinikseelsorgerin an der MHH, Lehrsupervisorin DGfP/KSA

Vortrag im Rahmen der Konferenz „Trauerarbeit und Organspende“ der Stiftung Trauerbegleitung und Bestattungskultur Hannover und Niedersachsen am 14.10.2014 in Hannover.

Sehr geehrte Damen und Herren,

vielen Dank für die Einladung und die freundliche Begrüßung.

Mein Kurzreferat ist keine Erhebung sondern ein Erfahrungsbericht aus meiner seelsorglichen Arbeit in der Medizinischen Hochschule. Ich werde dabei auch von Begegnungen mit Angehörigen/Zugehörigen am Bett von gehirmtoten Menschen berichten. Allerdings verfremdet, damit betreffende Personen nicht wiedererkannt werden können. Ein hohes Gut in der Seelsorge ist die Schweigepflicht.

Ich habe unterschiedliche Erfahrungen gemacht, wie sich die Frage nach Organspende auf die Trauer der Zugehörigen auswirkt. Das Spektrum reicht von der Behinderung der Trauer bis hin zur Sinnstiftung in der Trauer.

Sie alle hier haben Erfahrungen mit trauenden Menschen. Ich sage deshalb nur kurz zur Trauer: sie ist ein hochambivalenter, hochemotionaler Prozess, der so belastend wie notwendig ist, damit Angehörige, Zugehörige nach einem Verlust wieder in ihr Leben finden. Und in diese sensible Situation wird nun die Frage nach Organspende gestellt. „Hat der Patient einen Organspendeausweis?“ Wenn ja, gilt die Aussage des Ausweises und die Angehörigen müssen diese Entscheidung akzeptieren. Meistens ist das jedoch nicht der Fall. Gibt es keinen Organspendeausweis wird die Frage an die Angehörigen gestellt. „Würde der Patient – Ihr Angehöriger der Organspende zustimmen?“ So klingt es distanziert. Ich mache darauf aufmerksam: In der konkreten Situation werden Sie danach gefragt, ob Ihr Mann, Ihre Frau, Ihre Tochter, Ihr Sohn, Ihre Mutter, Ihr Vater Organe spenden würden.

Die Angehörigen stehen in einer emotionalen Beziehung zu der betreffenden Person. Hinzu kommt der Prozess ihrer Trauer. Das fordert die ganze Persönlichkeit heraus. In fast allen Modellen zur Trauerbewältigung aus der Forschung steht am Anfang der Schock der Angehörigen und

die Herausforderung, dass sie realisieren müssen, was geschehen ist. Den Tod realisieren, begreifen. Vielleicht wissen Sie aus eigener Erfahrung, wie schwer dieses Begreifen des Todes eines Menschen für Angehörige und Zugehörige sein kann. Das braucht Zeit, behutsames Heranführen.

In der Situation, in der nach Organspende gefragt wird, kommt eine erhebliche Erschwernis hinzu. Um für eine Organspende in Frage zu kommen, wird der betreffende Patient weiter beatmet, bekommt kreislaufstabilisierende Mittel, wird intensivmedizinisch betreut.

Das heißt ganz konkret. Er atmet, sein Herz schlägt, er ist gut durchblutet, sieht rosig aus, er ist warm, er schwitzt. Alles Merkmale des Lebens – nicht des Todes.

Die Zugehörigen können den Gehirntod nicht wahrnehmen. Gehirntod ist eine vom Gesetz legitimierte medizinische Definition des Todes. Hier stellt sich die Frage ist der Gehirntod der Gesamttod des Menschen? Er ist sicher der Point of No Return, der betroffene Mensch wird ins Leben nicht zurückkehren – nur ist er wirklich tot? Gesamttod? Sicherlich auch eine weltanschauliche Frage. Doch dies hier als bedenkenswerte Frage aufgezeigt.

Für Trauernde ist hier wichtig festzuhalten: Der Gehirntod ist für Angehörige nicht erlebbar, nachvollziehbar. Menschen, die Ruth Marijke Smeding in den Trauererreaktionen als „Denker“ bezeichnet, können hier vielleicht zur Realisierung des Todes finden. Doch nach meiner Erfahrung erschweren die Merkmale des Lebens die Realisierung des Todes. Angehörige haben den Tod des betroffenen Menschen also noch gar nicht recht begriffen, da sollen sie sich von ihm verabschieden und die Frage nach seiner Zustimmung zur Organentnahme beantworten. Ihre emotionale Herausforderung ist es, sich in der Trauer zu Recht zu finden und da wird ihnen von außen eine andere emotionale Herausforderung angetragen, die Frage nach Organspende. Und das kann die Angehörigen in der Tat an der Trauer behindern, sie davon ablenken und/oder sie überfordern.

Hierzu ein Beispiel aus der Praxis: ich wurde zu einer jungen Frau nach einem Motorradunfall gerufen. Der Gehirntod wurde diagnostiziert. An ihrem Bett war ihre Mutter, sie hat ihre Tochter allein groß gezogen, allein steht sie am Bett. Sie ist Ärztin von Beruf. Sie wurde nach der Spende der Organe ihrer Tochter gefragt. Selbst in einer Klinik tätig, erachtet sie die Spende als sinnvoll und lebensstiftend für andere Menschen, wohlmöglich junge Menschen, wie ihre Tochter. Sie stimmt der Organentnahme zu. Ruhig und bestimmt, wirkt sie in dieser Entscheidung. Die Mutter bleibt am Bett der Tochter bis sie in den OP gebracht wird. Sie erzählt von ihrer Tochter, aus ihrem Leben, sie weint dabei ein wenig. In dem Moment als ihre Tochter hinausgefahren werden soll, wirft sich die Mutter auf ihr Bett und ruft: „Nein, sie ist nicht tot, seht ihr denn nicht, wie ihr Herz schlägt?“ Ich habe von dieser Mutter gelernt, dass bei allem kognitiven Verstehen, der emotionale Prozess seine eigene Zeit und Hilfe beim Realisieren des Todes eines geliebten Menschen braucht und eine eigene Dynamik hat.

Andererseits zeigt dieses Beispiel, dass es für die Angehörigen als sinnvoll erlebt werden kann, dass der Verstorbene für andere Menschen Organe spendet. Macht der Tod doch so gar keinen Sinn – es steht die Frage nach dem „Warum?“ im Raum. Die Frage bleibt unbeantwortet und doch kann ein Sinn entdeckt werden, wenn der Verstorbene anderen durch seine Spende zum Leben helfen kann. Die Frage nach dem „Warum?“ wird zur Frage nach dem „Wozu?“ und nun gibt es eine Antwort. Auch hier ein Beispiel: Ein Jugendlicher ist bei einer Radtour von einem Auto erfasst worden. Die Großfamilie kommt in die Klinik. Bei der Frage nach Organspende stimmen sie nach ausführlichen Gesprächen miteinander zu. Sie erleben es als sinnvoll. Später treffe ich den Großvater des Jungen wieder und er sagte mir: „Wie gut, dass er wenigstens noch anderen helfen konnte.“ Das Erleben, dass noch etwas für andere getan werden konnte hat hier die Trauer eher gefördert als gestört.

Ich habe aber auch eine andere Erfahrung gemacht.

In der Kinderklinik bin ich Eltern begegnet, deren 9jährige Tochter von einem Auto überfahren wurde. Ihr Vater war beim Unfall dabei und bat seine Tochter kurz vorher auf die Autos auf der Straße zu achten, bevor sie über die Straße geht. Seine Tochter blickte nur in eine Richtung und ging, von der anderen Seite kam ein Auto.

Der Vater war zermürbt von Schuldgefühlen, warum hat er nicht besser hingesehen, ist nicht gemeinsam mit der Tochter über die Straße, warum konnte er sie nicht beschützen? Zermürbende Fragen und Empfindungen. Schuldgefühle sind in fast jedem Trauerprozess zu finden und hier im Besonderen.

Die Frage nach Organspende bringt die Eltern in ambivalente Gefühle, die Mutter möchte, dass ihr Kind nicht noch weiter verletzt wird – so erlebt sie die mögliche Organentnahme. Der Vater ist mit dieser Frage überfordert und mit seinen eigenen Fragen befasst. In dieser Situation sagte ihnen der Arzt: „Wenn es meine Tochter wäre, würde ich der Organspende zustimmen. Sie retten damit anderen Kindern das Leben.“ Dieser Satz war für den Vater ausschlaggebend. Er könne anderen Kindern das Leben retten – seinem eigenen Kind nicht. Das Mädchen wird Organspenderin.

Danach hatte ich telefonischen Kontakt zur Mutter. Nach einem Jahr sagt sie mir, dass ihr Mann nach wie vor mit seinen Schuldgefühlen zu tun hatte, die durch die Freigabe zur Organspende noch vergrößert wurden. Er empfindet es nun so, dass er auch hier sein kleines Mädchen nicht beschützt hat. Seine Hoffnung, die Schuldgefühle würden sich durch die Hilfe für andere Kinder verringern, hat sich nicht erfüllt. Seine Trauer war behindert und ich habe erfahren, dass dieser Vater eine schwere Depression entwickelt hat.

Es liegt auch etwas Verführerisches in der Frage nach Organspende – auch wenn sich das für Sie jetzt merkwürdig anhört.

Bei dem Verlust eines Menschen, wohlmöglich noch durch einen plötzlichen gewaltsamen Tod wird bei den Hinterbliebenen Ohnmacht ausgelöst. Der Tod nimmt dem Menschen alle Macht, er stürzt trauernde Angehörige in eine tiefe Hilflosigkeit und Ohnmacht. Hier konnten sie nichts mehr tun, konnten nicht aufhalten, was passiert ist, konnten nicht beschützen, können nichts verändern, die Uhr nicht zurückdrehen. Die Welt der Trauernden ist nicht mehr dieselbe. Wie oft fällt dieser Satz: „Und wir konnten nichts tun“. Diese Ohnmacht auszuhalten, ist schwer erträglich, eine große Herausforderung. Wir können nichts tun. Und nun die Frage nach Organspende. Mit der Zustimmung zur Organspende kann man plötzlich doch etwas tun zum Wohle anderer. Jemand mit der Trauererreaktion nach Ruth Marijke Smeding des „Tuers“ wird erleichtert sein, im Chaos des Todes etwas tun zu können und er wird zugreifen. Es kann etwas getan werden. Die Ohnmacht weicht, sie muss nicht mehr ertragen werden – die Angehörigen kommen in die Situation, dass sie über Leben und Tod eines anderen Menschen entscheiden können – dem Organempfänger. So kommen sie in die machtvolle Position, müssen die Ohnmacht nicht ertragen – scheinbar. Sie entscheiden nun wohlmöglich über Leben und Tod eines anderen – über jemanden, der dringend ein Organ zum Leben braucht. Sie entscheiden dies im Augenblick des Todes eines geliebten Menschen. Eine Überforderungssituation, die sich die Betroffenen nicht selbst aussuchen. Sie werden in der Situation schlichtweg damit konfrontiert und müssen zu einer Entscheidung kommen. Verwehren sie die Organspende kann auch das Schuldgefühle auslösen. Wir haben nicht für das Leben durch Organe für andere gesorgt. Entscheiden sie sich für die Organentnahme könnte die Frage bleiben, ob es wirklich im Sinne des Verstorbenen war.

Die Ohnmacht angesichts des Todes eines Angehörigen bleibt, wird verschoben und sich später wieder melden. Auch hier sehe ich eine Verzögerung in der Trauer von Angehörigen.

Sie sehen an meinen Ausführungen, dass ich die Frage nach Organspende für Angehörige ambivalent einschätze. Ich halte diese Frage für eine Überforderung. Sie birgt das Risiko, dass Trauer der Betroffenen verzögert wird. Und sie birgt die Chance, dass diese Entscheidung als sinnvoll in einer sinnlosen Situation erlebt wird und so die Trauer der Angehörigen befördert.

Mir ist wichtig, dass Angehörige in dieser hochambivalenten und überfordernden Situation nicht allein gelassen werden, sondern sensible Begleitung und Beratung angeboten bekommen, die zur Bewältigung dienen.

Danke für Ihre Aufmerksamkeit.